

THOMAS MAHLER
In der Schlange



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Nach dem Studium fand Thomas Mahler keinen Job und meldete sich arbeitslos. Die Konsequenz: Hartz IV. In seinem Buch erzählt er von Bewerbungstrainings, von 1-Euro-Jobs, von freundlichen Sachbearbeitern und von langen Schlangen. Er erzählt von Seminaren, die motivieren sollen, aber genau das Gegenteil erreichen, von Agenturen, die an der hohen Arbeitslosigkeit verdienen, sie aber trotzdem verringern sollen, vom leisen Irrsinn hinter bürokratischen Kulissen, von äußerer Passivität und innerer Aggression, und er erzählt von der Erleichterung, wenn man auf dem Arbeitsamt endlich weiß, wo man hin soll. Wenn auch nur für zwei Stockwerke.

Berührend persönlich beschreibt Thomas Mahler einen gesellschaftlichen Zustand, der für viele Menschen längst Normalität geworden ist: die Arbeitslosigkeit. Kritisch geht er dabei einer Reihe von Vermutungen, Fragen und Gefühlen nach und lässt erfrischend selbstironisch immer wieder tragikomische, polemische oder absurde Reflexionen einfließen. Mit seinem Buch hat er nicht nur unzähligen Arbeitslosen eine Stimme gegeben, sondern auch ein überzeugendes Debüt vorgelegt.

Autor

Thomas Mahler, geboren 1979 bei Bonn, studierte Philosophie und Literaturwissenschaft in Kiel und Berlin. Er arbeitete als Kellner, Nachhilfeler, Ghostwriter und Weihnachtsmann. Im August 2008 meldete er sich arbeitslos. 2009 gewann Thomas Mahler den Literaturpreis Prenzlauer Berg. »In der Schlange« ist sein erstes Buch. Er lebt in Berlin.

Thomas Mahler

In der
Schlange

Mein Jahr
auf Hartz IV

GOLDMANN

Alle hier beschriebenen Personen und alle Begebenheiten sind,
von einigen Personen des öffentlichen Lebens und von einigen
zeitgeschichtlichen Ereignissen abgesehen, frei erfunden.

Jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen
oder tatsächlichen Ereignissen ist unbeabsichtigt.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe August 2012

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Originalausgabe 2011

by Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

in Anlehnung an die Gestaltung der HC-Ausgabe

Umschlagabbildung © by getty-images

JS · Herstellung: Str.

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47498-1

www.goldmann-verlag.de

Für Clara

Eins	9
In der Schlange	14
Philosophie und Champignon	30
Der große Zeh	49
Wartebereich 3A	60
Bei der Chefin	74
Stellensuche	87
Erstes Geld	110
Die Maßnahme	118
Geburtstagskaffee	147
Energie	162
Ein Euro fünfzig	179
Teurer Käse	210
Zeitarbeit	221
Ein Buch	241
Sechzehn	245
Glossar	249

Eins

Ich habe innerhalb von zehn oder fünfzehn Minuten einen Antrag ausgefüllt, von dem man mir vorher gesagt hatte, er sei schwierig und unglaublich kompliziert und verletze die Privatsphäre. Ich habe mich morgens in eine Schlange eingereiht, die bis auf die Straße reichte. Ich habe mein Fahrrad dreihundert Meter früher abgestellt, damit man es nicht direkt vor dem Arbeitsamt sehen kann. Ich habe mir einen Vorrat von zwanzig 145-Cent-Briefmarken angelegt, falls mir das Geld ausgeht und damit ich mich dann immer noch irgendwo bewerben kann. Ich habe mich als Parasiten betrachtet. Ich wurde von Sicherheitsbeamten neutral angesehen. Ich habe mich schuldig gefühlt.

Ich habe als Grund für die vorsätzliche Kündigung meines befristeten Arbeitsverhältnisses angegeben, dass ich mich *unglücklich in eine Kollegin verliebt* und ihren täglich gleichgültigen Umgang nicht mehr habe ertragen können, obwohl es mich viel Überwindung gekostet hat, einen solchen Satz über die gestrichelte Linie eines amtlichen Formulars hinzuschreiben. Ich habe mir vorgestellt, wie dort in den Kellern und Katakomben des Arbeitsamts in hundert aufgehängten Aktenmetern nur einmal das Wort *verliebt* vorkommt, und zwar in meiner Handschrift.

Ich habe als Arbeitsloser in der Gourmet-Abteilung von Karstadt eingekauft. Ich habe, mit einem Weinglas in der Hand und einer noch halb vollen Schachtel Zigaretten vor mir auf dem Tisch, in einen Hinterhofgarten gesehen und gesagt, dass das Nichtstun doch eigentlich ziemlich schön und *im Grunde ja auch ein Luxus* sei. Ich bin im Media Markt an einem Apple-Laptop vorbeigegangen und habe dabei zum ersten Mal gefühlt, was das Wort *Gier* bedeutet. Ich habe nicht gewusst, ob ich neidisch bin und auf wen eigentlich.

Ich habe eine persönliche Sachbearbeiterin zugewiesen bekommen. Ich habe gegenüber Verwandten behauptet, mich *grad halt eben so durchzuschlagen*. Ich habe mich nicht angesprochen gefühlt, als der Wirtschaftsminister von *den Arbeitslosen* sprach. Ich habe kein schlechtes Gewissen gehabt, als auf meinem Kontoauszug ein Betrag auftauchte, für den schlaue, aktive, herzliche und womöglich tatsächlich fleißige Menschen in anderen Ländern mehr als zwölf Monate arbeiten müssen.

Ich habe leise genickt und aus dem Fenster gesehen, als in einem kahlen, furchtbar deprimierenden Seminarraum einer sogenannten *Agentur für Arbeitsentwicklung* das Wort *Scheißmanager* fiel. Ich habe vorgegeben, genau so dumm zu sein, wie ich glaubte, dass es von mir als Arbeitslosem erwartet wird. Ich habe in einer Schulung für Arbeitslose behauptet, nicht zu verstehen, wie viele verschiedene Kombinationsmöglichkeiten es bei einem sechsstelligen Login-Passwort geben kann, und darauf beharrt, es seien *sechs mal sechsundzwanzig*, und mir wurde geduldig erklärt, wieso das falsch war. Ich habe unverständ-

licherweise Applaus bekommen, als ich während dieser Schulung rief, es sollten sich doch auch mal die Arbeitslosen selber bitte fragen, *wie abartig* sie seien.

Ich habe für genau einen Euro und fünfzig Cent die Stunde bei einer *MAE-Maßnahme* in einem Bereich gearbeitet, dessen genaue Bezeichnung mir immer noch nicht ganz klar ist, bei dem es aber irgendwie darum ging, denkmalgeschützte Wohn- und Gewerbegebäude aus Kreuzberg wieder *stärker ins öffentliche Bewusstsein* zu rücken. Ich wurde von einem Fünfundfünfzigjährigen, der dort mein Kollege war, schon nach ein paar Tagen mit dem Kosennamen *Thomi* gerufen. Ich habe diesem Fünfundfünfzigjährigen, der außerdem angab, in letzter Zeit *inhaftiert* gewesen zu sein, und sich seiner Frau gegenüber immer als *Mann für gewisse Stunden* bezeichnet hatte, am ersten Arbeitstag den Doppelklick zum Starten des Internet-Explorers beigebracht.

Ich habe schwarz als Weihnachtsmann gearbeitet und die Kinder mit tiefer Stimme dazu aufgefordert, doch bitte immer schön artig zu sein. Ich habe ebenso schwarz für eine Unternehmensberatung kurze Texte über Systemtheorie und Konstruktivismus geschrieben, die mir unsinnig und dumm vorkamen, die aber kompliziert und nach seriöser Wissenschaft klangen. Ich habe diese Texte mit einem Unternehmensberater besprochen, dessen Stundenlohn zwischen zweihundert und dreihundert Euro liegt, und dabei ein ernstes, *sachlich erwägendes* Gesicht aufgesetzt.

Ich habe an einem Werktag ausgeschlafen. Ich bin bei den Schritten des Briefträgers im Treppenhaus erschro-

cken, während ich auf meinem Sofa saß und auch um elf Uhr vormittags nicht mit der Zeitungslektüre fertig war. Ich habe gemerkt, dass man Angst davor haben kann, einen amtlichen Brief zu öffnen. Ich habe mir um halb zwölf in der nächstgelegenen Bäckerei ein Schokocroissant gekauft und, während ich bezahlte, mit prüfendem Blick auf die Uhr gesehen, ganz so, als hätte ich nachher noch ein paar *unumgängliche Termine*. Ich habe die Adresse des Arbeitsamts mit der Handfläche bedeckt, als ich einen länglichen DIN-A4-Umschlag zum Briefkasten brachte, vorbei an Menschen, die draußen beim Mittagstisch saßen.

Ich habe die Reichen gehasst. Ich habe die Glücklichen gehasst. Ich habe tagelang nur an Geld gedacht. Ich habe eine Wut in mir gespürt, die so fest mit meiner Person verwachsen schien, als könne ich sie nur loswerden, wenn gleichzeitig diese Person verschwindet.

Ich habe mich angestrengt, nur über belanglose und unpersönliche Themen zu reden, in der Hoffnung, man möge mich nicht plötzlich fragen, was ich *denn so mache*. Ich habe tief Luft geholt und panisch nach anderen Gedanken gesucht, wenn mir das Wort *Lebenslauf* einfiel. Ich habe eine Linie vor mir gesehen, die ich für mein Leben hielt, und darin eine verfaulte, schwarze Stelle, die ich mir noch nicht einmal näher vorstellen wollte. Ich habe mich wochenlang nicht getraut, in einer Zeitungsbeilage für Stellenanzeigen mit dem Titel *Chancen* zu blättern, um mich nur mit der Perfektion der dort abgebildeten Menschen nicht konfrontieren zu müssen.

Ich habe mich arbeitslos gemeldet. Ich gehöre zu den

Problemen dieses Landes. Ich raube Politikern den Schlaf. Ich weiß nicht, ob sich mein Gang verändert hat oder meine Art zu essen.

Ich weiß nicht, ob ich mein Unglück verdränge oder ob ich einfach schon zu lange vergessen habe, wie es gewesen ist, glücklich zu sein. Ich habe mir gesagt, dass Glück und Erfolg nicht zusammenhängen. Ich habe mir gesagt, dass äußere Zuschreibungen keine Bedeutung haben.

Doch wenn ich das Wort *Hartz IV* ausspreche oder denke oder auch nur versuchsweise auf mich selber anwende, dann kann ich nicht glauben, dass ich dazugehören soll. Dass ich das *bin*.

In der Schlange

Dies ist der Augenblick, vor dem ich mich die Hälfte meines Lebens gefürchtet habe. Fünfzehn Jahre lang. Seit sich Wörter wie *oben*, *unten*, *gescheitert*, *erfolgreich* und *mittelmäßig* in meinen Nervenbahnen festgesetzt haben und meine Wahrnehmung in penetrantem Ausmaß täglich infiltrieren. Seit ich weiß, was *sozialer Status* bedeutet. Seit ich weiß, dass dieser *Status* die Sicherheit meines Blickes ebenso beeinflussen kann wie die Erholsamkeit meines Schlafs. Das Level meiner Selbstachtung ebenso wie den Grad meines Wohlbefindens an einem ganz gewöhnlichen Nachmittag. Seit ich begriffen habe, dass Selbstbewusstsein unglaublich viel damit zu tun hat, für wen man sich gerade hält.

Ich habe an einer sogenannten Eliteuniversität Philosophie studiert und habe keinen einzigen Bekannten, der auf die Hauptschule gegangen ist. Ich kenne noch nicht mal jemanden, der nur einen Realschulabschluss besitzt. Menschen, die eindeutig nach Armut und Arbeitslosigkeit aussehen, begegne ich höchstens mal in der U-Bahn, und da sehe ich möglichst an ihnen vorbei.

Wenn man Status als *Position innerhalb einer sozialen Hierarchie* definiert und davon ausgeht, dass er umso höher ist, je mehr Anerkennung diese Position erfährt, dann

liegt mein *Status* in diesem Moment ziemlich weit unter null. Ich stehe in der Schlange für den Antrag auf Arbeitslosengeld II, in amtlichen Formularen auch Alg II genannt, was ziemlich passend nach *Algen* klingt, diesem grünen, labberigen, willenslosen Meerematerial, das unaufhörlich nach unten sinkt, in die Tiefe einer hoffnungslos schwarzen See hinein, oder vielleicht auch nach *Aaargh!!!* und Comicfiguren, die sich dazu die Haare raufen. Ich will das werden, was man ist, wenn man gar nichts wird: Hartz-IV-Empfänger. Aber ich spreche das Wort noch ironisch aus, ich halte es noch von mir fern. Es wird nur ein kurzer, vorübergehender Zustand sein, denke ich. Ich werde nicht lange genug dabei sein, damit man mich wirklich so nennen könnte. Hartz IV, denke ich, wird eine nebensächliche, minimale Erfahrung sein, eine witzige Episode, über die ich später mal lachen werde und von der ich dann sagen kann: Klar, gut, ja *daaamals*, während der großen Krise, da hab ich das auch mal für ein paar Wochen bekommen.

Das für mich zuständige Arbeitsamt liegt in der Kochstraße im unwohnlichen Büronorden von Kreuzberg. Ein kastenförmiges Gebäude, unauffällig, nicht neu, aber auch nicht besonders heruntergekommen. Als Arbeitsamt ist es vor allem durch die vielen Menschen auszumachen, die sich im Eingangsbereich drängen. Viele kommen, viele gehen, oft mit aufgerollten Papieren in der Hand, einige stehen nur herum. Man tummelt sich am Nadelöhr des Abstiegs.

Vor ein paar Tagen habe ich mir – lange Geschichte – den großen Zeh gebrochen, und deshalb quillt aus meiner rechten Sandale ein blauer Plastikgips.

Mein Fahrrad habe ich ein paar hundert Meter entfernt angeschlossen und bin dann das letzte Stück zu Fuß gehumpelt. Zwar fällt mir niemand ein, der hier mein Fahrrad kennen könnte, aber ich möchte es lieber nicht direkt vor dem Arbeitsamt stehen haben. Es soll durch die Nähe zum Arbeitsamt nicht kontaminiert werden. Mit meinem Fahrrad möchte ich später in eine Welt zurückkehren, die mit dem Arbeitsamt nichts zu tun hat.

Draußen ist Sommerwetter, im Inneren des Amtes riecht es nach Klimaanlage und ausgeatmeter Luft. Es ist Viertel nach elf. Die Sprechzeit, in der man sich unangemeldet vorstellen kann, geht nur bis zwölf. Ich hatte mir vorgenommen, hier gleich um Punkt acht Uhr auf der Matte zu stehen, um von Beginn an den Eindruck auszuräumen, ich sei ein Nichtsnutz oder stünde mit dem gewöhnlichen Arbeitslosen irgendwie auf einer Stufe. Vielleicht hatte ich mir in meiner Arroganz sogar vorgestellt, wie mir einer der Sachbearbeiter unauffällig ein Zeichen gibt, dass er erkennt, dass das alles ein Missverständnis ist, dass ich ganz anders bin als die anderen hier (*Ach so, na klar, dann gehen Sie einfach da lang!*), dass ich praktisch nur undercover hier bin. Andererseits: Ich habe auch Angst, dass die Sachbearbeiter meinen Abschluss in Philosophie betrachten und nur gelangweilt nicken werden. (*Schon wieder einer von denen. Und dann noch Philosophie – was soll das überhaupt sein? Philosophieren, das können Sie doch auch in der Kneipe. Aber Taxifahren, das wär doch endlich mal was Konkretes, das wär doch vielleicht was für Sie.*)

Punkt acht Uhr war der Plan gewesen, aber heute Morgen, als ich noch wie ein Säugling eingekuschelt in meiner ungesteppten Daunendecke lag, wollte mir einfach kein zwingender Grund einfallen, wieso ich eigentlich schon um sieben aufstehen soll und nicht erst um zehn. Außer dass ich dann vielleicht länger warten müsste und somit schon weiter in einem Tag drin wäre, von dem ich ohnehin nicht so genau weiß, wie ich ihn zubringen soll.

Viertel nach elf scheint jedenfalls ein ungünstiger Zeitpunkt zu sein – die Warteschlange reicht fast bis auf die Straße. Bereits einen Kilometer vorher, auf dem Fahrrad, als ich noch wie ein ganz normaler Student aussah oder wie jemand, der täglich zu seiner Arbeit fährt, ist eine vage Beklemmung in mir hochgestiegen. Die Angst vor dem Amt. Die Furcht vor dem Formular. Ich weiß, es gibt Wörter für die Angst vor dem Kontakt mit Kröten, Spinnen, Pferden, Fahrrädern, Zahlen, Zwiebeln, Katzen und echten Schlangen oder sogar vor dem Wind. Aber wie heißt die Angst vor dem Kontakt mit bürokratischen Institutionen? Vielleicht bräuchte man nur ein ärztliches Attest für diese Angst und müsste dann nie mehr selber zum Amt. Ich stelle mir einen Horrorfilm vor, der bei schrill aufkreischender Musik kein blutiges Messer zeigt und auch keine Kettensäge, sondern bloß ein amtliches Formular. Auf recyceltem, blassgrauem Papier.

Der Raum, in dem sich die Warteschlange befindet, hat die Größe einer durchschnittlichen Schulaula. Senkrechte Metallstangen die Türgriffe, grob gemusterter, abwischbarer Kachelboden, breite, vertikale Lamellen vor den Fenstern zur Straße.

Hinter mir hat sich die Schlange gleich wieder geschlossen und weiter verlängert. Das Arbeitsamt beschäftigt zwei parapolizeilich uniformierte Sicherheitsmänner, die offenbar das Einfädeln in die Schlange koordinieren sollen. Sie wirken professionell, sanft, freundlich, aber ich frage mich trotzdem sofort, ob sie möglicherweise auch gegen aufkeimende Aggressionen vorgehen sollen oder ob sie hier vielleicht nur ihren Ein-Euro-Job abstecken.

Eine Wartenummer braucht man nicht. Man muss sich nur anstellen. Die Schlange windet sich entlang dieser praktischen roten Abtrennbänder, die aus verschiebbaren, hüfthohen Metallsäulen gezogen und ineinander verhakt werden können. In naher Zukunft werden diese Bänder bestimmt auch für den *privaten Absperrbedarf* erhältlich sein (zum Beispiel um Gäste vom eigenen Schreibtisch fernzuhalten, auf dem – offen sichtbar – Briefe des Jobcenters liegen). An einem der zehn Bearbeitungsschalter vorne links wird die Schlange mich wieder ausspucken.

Es gibt tatsächlich zehn Schalter. Möglicherweise ist diese Zahl ein Indiz für das jetzt viel serviceorientiertere Selbstverständnis des Arbeitsamtes. Nur leider war es wohl zu teuer, neben den Begrifflichkeiten auch noch die Einrichtung zu renovieren: Die Schalter mit ihren fast schulterhohen Tresen aus verkleidetem Pressholz, zu denen man hintritt, um sein Anliegen vorzutragen, sie folgen noch eindeutig der alten, amtlichen Bürokratieästhetik, die im Bürger vor allem einen Bittsteller sieht.

Meine Gesichtszüge sind betont ausdruckslos. Ich versuche, mich als Beobachter zu sehen. Wer beobachtet, ge-

hört nicht dazu. In einer Zeitschrift habe ich vor kurzem gelesen, dass sogar Sean Connery (oder war es Robert de Niro? Jack Nicholson?) eine Zeit lang, vielleicht in den fünfziger Jahren, jeden Monatsanfang zum Sozialamt spaziert ist, um sich dort ein bisschen Bargeld abzuholen. Dieser Gedanke gibt mir tatsächlich für einen Augenblick Kraft.

Das ist sie also, denke ich. Die Arbeitslosenschlange im Original. Unwillkürlich drängt es mich, die Menschen um mich herum nach den gängigen Klischees abzuscannen. Die Alkoholnasen. Die Familien mit den schreienden Kindern. Die übergewichtigen Eistee-aus-dem-2,5-Liter-Tetrapack-Junkies. Die Brutalos mit dickem Bizeps und dünnem Nervenkostüm. Doch auf den ersten Blick bestätigt sich davon nichts. Aber, nun ja: An der Uni sahen die Leute mehrheitlich trotzdem irgendwie anders aus. Motivierter? Nicht unbedingt. Besser? Vielleicht. Teurer gekleidet? Höchstwahrscheinlich. Jünger? Das schon. Weniger migrationshintergründig? Hm. Einen jungen Mann nicht weit vor mir schätze ich auf Student mit vielleicht pakistanischen Verwandten. Er sieht sich neugierig um. Ein paar Meter weiter steht eine junge Frau, deren Eltern, vermute ich mal, entfernt mit Ostafrika zu tun haben, jedenfalls ist sie so schön, dass ich erschrecke. Sie sieht gelangweilt in meine Richtung, und ich verdränge die Frage, ob sie als Arbeitslose vielleicht leichter zu haben wäre.

Meiner Schwäche für schnittige Theorien nachgebend, stelle ich eine Hypothese auf: Je besser oder je wacher jemand in der Schlange aussieht, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit eines Migrationshintergrunds. Unter den

Müllwerkern und Reinigungskräften kommen einem ja häufig auch die mit dem Hintergrund am schlauesten vor. Und womöglich gilt das auch umgekehrt: Die dümmsten unter den *Spitzenkräften* haben mit hoher Wahrscheinlichkeit ein eindeutig deutsches Gesicht. Wenn es nicht so erbärmlich wäre, könnte mich das als männlichen Zweifellos-Deutschen im Prinzip beruhigen.

Panik müsste ich eigentlich erst bekommen, wenn hier alles voller Harvard-Studenten wäre, die außer deutsch auch noch fließend sämtliche Arbeitssprachen der Vereinten Nationen sprächen.

Die Schlange windet sich langsam weiter von links nach rechts durch den Raum. Durch die Absperrbänder ist sie wie ein Zollstock zusammengefaltet, was zur Folge hat, dass man an den äußeren Faltkanten den Menschen, die ungefähr sechs Meter vor einem stehen, immer wiederbegegnet.

Einer davon hat einen schwarzen Nadelstreifenanzug an, ein junger Mann mit Bürstenfrisur, wahrscheinlich keine zweiundzwanzig. Er sieht aus, als verbinde er mit dem Wort Korrektheit mehr als nur eine schemenhafte Bedeutung. Das Jackett hat er bis oben zugeknöpft. Darunter trägt er eine Weste, ein weißes Hemd mit weit aufgerissenem Haifischkragen und eine synthetisch glänzende, rote Krawatte. Außerdem hat er billige, schwarze Herrenschuhe an, mit daumendicken Gummisohlen und einem tiefen Profil, die man wahrscheinlich auch gut als Türsteher tragen könnte, um mit ihnen aufmüpfigen, aber nicht zur Clubphilosophie passenden partypeople an-

statt den Stempel des Hauses auf den Handrücken einen umso unvergesslicheren Abdruck per jump-kick auf die Stirn mitzugeben. Er hatte heute Morgen wohl den gleichen Gedanken wie ich: bloß nicht wie ein gewöhnlicher Arbeitsloser erscheinen. Wahrscheinlich erhofft auch er sich eine bevorzugte Behandlung. Morgens mühsam das Allerbeste aus dem Kleiderschrank hervorzukramen, die Krawatte vor dem Spiegel fünfmal zurechtzuzupfen und in der U-Bahn die ganze Zeit extra zu stehen, damit der Stoff nicht zerknittert wird, und dann doch kein besseres Ziel zu haben als die Schlange beim Arbeitsamt – das kommt mir irgendwie noch trauriger vor, als wenn man die sprichwörtliche Jogginghose beim Aufstehen einfach anbehält. Ich selbst bin schlicht und bequem gekleidet – das unterstützt das Gefühl, nach oben noch Luft zu haben.

Es soll ja Staaten geben, überlege ich, in denen fast die gesamte Bevölkerung arbeitslos ist. Weil der Staat selbst nur von Krediten lebt. Oder weil gerade die Hyperinflation ausgebrochen ist. Oder weil es den Machthabern schlichtweg egal ist, ob etwas in ihrem Staat funktioniert. In einem solchen Land, überlege ich, wäre arbeitslos sein dann gar nicht mehr schlimm. Denn es sind ja alle. Es liegt dann nicht nur an einem selbst. Und vielleicht auch, weil ich in dieser Schlange von Arbeitslosen noch irgendwie *nützlich* sein möchte, weil ich doch irgendwie *arbeiten* will, stelle ich eine weitere Gleichung auf – lege mir eine weitere schnittige Theorie zurecht: je weniger Arbeitslose, desto größer die Scham des Einzel-

nen. Gäbe es in Deutschland nur ein paar tausend Arbeitslose, dann würden die sich kaum mehr auf die Straße trauen. Und könnte es über neunzig Prozent Arbeitslosigkeit geben, ohne dass die öffentliche und privatwirtschaftliche Infrastruktur völlig zusammenbräche, dann müsste der einzelne Arbeitslose nicht mehr einsam an seiner privaten Tragödie kauen, sondern würde sich einfach als Teil einer gemeinschaftlichen Entwicklung verstehen, die wahrscheinlich dann sogar auf die Arbeitenden herabsähe. (Und was machst du so, ach, du *arbeitest*, ah ja, hm.) Dass dieses Jahr noch mal eine halbe Million Arbeitslose dazukommen soll, das ist, so gesehen, also nicht nur eine schlechte Nachricht.

Fast alle hier sind allein gekommen. Niemand unterhält sich. In dieser Schlange, denke ich, treffe ich zum ersten Mal auf Menschen, die in derselben Lage sind wie ich. Auf meine *Leidensgenossen*. Auf Menschen, die auch Hartz IV bekommen wollen. Menschen, mit denen ich mich solidarisieren könnte. Aber von aufkeimender Solidarität spüre ich wenig. Die Arbeitslosigkeit erscheint mir und höchstwahrscheinlich auch den anderen hier nicht wie ein Unglück, das *von außen* kommt. Nicht wie ein Hochwasser, das niemand vorhergesehen hat, oder wie eine Zugverspätung, während derer man sich im Abteil verbrüdern kann. Im Gegenteil, unsere Arbeitslosigkeit zeigt uns allen nur eins: dass wir persönlich versagt haben.

Und deswegen möchte ich mit *diesen Leuten hier* weder zusammen kämpfen, noch überhaupt etwas mit ihnen zu tun haben. Ich möchte nicht zu *diesen Leuten in der Schlange* gehören. Ich möchte überhaupt mit diesem gan-

zen Amt hier nichts zu tun haben. Ich will nur das Geld. Wieso, frage ich mich, kann man mir das nicht unauffällig zustecken, ohne dass ich mich hier öffentlich zeigen muss? Ich kann schließlich ein Geheimnis bewahren. Ich würde es niemandem sagen. Mit dem Geld in der Tasche würde ich ganz schnell wieder abhauen und *schwups!* zurück in meine Wohnung.

Auf diese Weise kann natürlich keine Solidarität aufkommen. Denn die setzt vermutlich voraus, dass man sich zuerst offen zum Zustand der Arbeitslosigkeit bekennt. Und genau das will ja kaum einer. Vielleicht ist es deshalb so still.

Eine junge Frau hinter mir hält ein Buch vorm Gesicht und scheint es im Stehen zu lesen, auch das vielleicht ein Versuch, uns anderen in der Schlange mitzuteilen, *ich bin nicht wie ihr, ich gehöre noch nicht dazu*. Vielleicht will sie sich aber auch einfach nur ablenken.

Ablenkung für die Wartenden ist hier nämlich nicht vorgesehen. Weder sind die Wände mit, sagen wir mal, Werbetafeln für Lebensmittel-Discounter, Pfandleiher, Blutspendestellen, Wettkasinos, Motivationstrainer oder Psychopharmaka behängt, noch ist, was ich auch gut fände, über den Schaltern eine große rote Anzeige angebracht, die uns im Sekundentakt vorzählen würde, wie viele Menschen das Amt heute wieder *in Arbeit* gebracht hat.

Es läuft auch nirgendwo hörbar Musik. Man scheint hier noch nicht auf die Idee gekommen zu sein, den Wartenraum mit stimmungsaufhellenden Klängen zu berieseln.

Thomas Mahler
**IN DER
SCHLANGE**
Mein Jahr auf Hartz IV

Thomas Mahler

In der Schlange

Mein Jahr auf Hartz IV

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47498-1

Goldmann

Erscheinungstermin: Juli 2012



GOLDMANN

Aufrichtig erzählt Thomas Mahler von sinnfreien Bewerbungstrainings, freundlichen Sachbearbeitern, langen Schlangen und dem leisen Irrsinn hinter bürokratischen Kulissen

In Zeiten sinkender Geburtenraten und drohenden Fachkräftemangels müsste doch auch ein junger Philosoph wie Thomas Mahler einen Job finden. Doch das wahre Leben ist anders. Das wahre Leben heißt Hartz IV. Nach dem Studium muss sich der frisch gebackene Akademiker arbeitslos melden: Der Beginn eines unfreiwilligen Selbstversuches.